

„Wir brauchen die Erinnerung.“



Interview mit Dr. Raimund Paleczek
Vorsitzender des
Sudetendeutschen Instituts

Dr. Raimund Paleczek
ist seit 2009 Vorsitzender des
Sudetendeutschen Instituts e. V. als
Eigentümer des Sudetendeutschen Archivs
sowie seit 2015 Fachreferent und
Archivar für das Sudetendeutsche
Museum in München.





Die Gedenk- und Erinnerungskultur vor neuen Herausforderungen

Die Gedenk- und Erinnerungskultur steht vor neuen Herausforderungen. Die Zeitzeugen verschwinden, aber wie kann die Erinnerung an die historischen Ereignisse wachgehalten werden. Zum Glück gibt es Institutionen, die diese Erinnerung pflegen und an die Nachgeborenen vermitteln. Wir haben dazu Herrn Dr. Raimund Paleczek, dem Vorsitzenden des Sudetendeutschen Instituts in München, einige Fragen gestellt.

BARBARA FÜRBEETH: Bevor wir uns über Gedenk- und Erinnerungskultur unterhalten, müssen wir erst einmal die Begriffe klären. Was versteht man darunter? Ist Gedenkkultur dasselbe wie Erinnerungskultur?

■ RAIMUND PALECZEK: Da gibt es m. E. schon einen Unterschied. Ich kann dazu nur meine persönliche Meinung äußern. Mit dem Gedenken verbinden wir konkrete Einzelereignisse in der Geschichte oder Persönlichkeiten und deren herausragende Leistungen. Sichtbarster Ausdruck des Gedenkens sind Denkmäler. Die Erinnerungskultur ist breiter angelegt. Bei ihr geht es zwar auch um die Vergewärtigung von Vergangenheit, sie bezieht aber wesentlich die persönliche Erinnerung von Zeitzeugen mit ein. Die persönliche Erinnerung wird dabei öffentlich gemacht und in größere Kontexte gestellt. Ausstellungen, Vortragsreihen und andere Formen der Wissensvermittlung sind die Werkzeuge der Erinnerungskultur. Sie ist komplexer als das Gedenken.



Welche Rolle fällt hierbei dem Staat zu?

■ Kulturarbeit wird von Menschen geleistet, die sich häufig in Vereinen ehrenamtlich organisieren. Sie investieren einen großen Teil ihrer Freizeit in die Kulturarbeit. Im idealen Falle wird ehrenamtliches Engagement von hauptamtlichen Kräften unterstützt. Das öffentliche Gemeinwesen sollte ein Interesse haben, dieses Engagement zu fördern. Der Staat kann von diesen Investitionen nur profitieren. Die Gedenk- und die Erinnerungskultur sind längst nicht mehr auf die eigene soziale Gruppe beschränkt, sozusagen als Nabelschau, sondern erfolgen bilateral über Grenzen hinweg. Viele Sudetendeutsche gedenken gemeinsam mit Tschechen guter wie schlechter Tage der gemeinsamen Vergangenheit. Dieses Engagement ist unverzichtbarer Teil europäischer Friedensarbeit und sollte finanziell unterstützt werden. Allerdings ist die zunehmende Bürokratisierung, etwa im Antrags- und Abrechnungsverfahren, keine Hilfe, sondern eher Barrikade.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden 15 Millionen Deutsche aus Ostmitteleuropa, Ost- und Südosteuropa vertrieben. Sie mussten ihre Heimat verlassen und sich mitunter unter schwierigsten Bedingungen in ihrer neuen Heimat wieder neu sammeln und sich zurechtfinden. Aber ihre Traditionen und Kultur haben sie mitgenommen und von Anfang an gepflegt. Wie hat sich denn die Erinnerungskultur nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt? Können Sie uns dazu einige Eckpunkte aufzeigen?

■ Die Vertriebenen standen vor einem inneren Konflikt: Wie konnten sie ihre bisherige Heimat bewahren und zugleich auf die neue Umgebung gestaltenden Einfluss nehmen und sich eine neue Heimat schaffen? Sie haben das überwiegend unter dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“ geschafft. Lange Zeit überwog sicher eine von Nostalgie geprägte Erinnerungskultur. Die gemeinschaftliche Erinnerung führte zu unzähligen heimatkundlichen Publikationen, die Veranstaltungen waren von Vorträgen zur Geschichte, Kunst, Literatur, Musik etc. geprägt. Mit Stolz verwies man auf die Leistungen der Ahnen. Die regionalen und überregionalen Heimattreffen waren das wichtigste Forum der Erinnerung. An ihrer Spitze standen die Sudetendeutschen Tage an Pfingsten, an denen Mitte der 1950er-Jahre jährlich bis zu einer halben Million Menschen zusammenkamen. Heute sind die Sudetendeutschen Tage die größte und unverzichtbare Kontaktbörse im deutsch-tschechischen Kulturaustausch.



Das Sudetendeutsche Institut ist das wissenschaftliche Dokumentationszentrum der Sudetendeutschen. Wie ist das Zentrum aufgebaut und in welchen Bereichen ist es tätig?

■ Das Sudetendeutsche Institut ist eine sehr kleine Einrichtung mit der Rechtsform eines eingetragenen Vereines. Dieser ist der Eigentümer des Sudetendeutschen Archivs, das in seiner physischen Form im Bayerischen Hauptstaatsarchiv betreut wird. 1955 begann der Verein unter Förderung des Freistaates Bayern mit hauptamtlichen Mitarbeitern seine Sammlungs- und Dokumentationstätigkeit. 2007 wurden die Archivalien zur Betreuung an das Bayerische Hauptstaatsarchiv übergeben, da der Freistaat die institutionelle Förderung einstellte. Heute haben wir fast 2 Kilometer Schriftgut, 100.000 Fotos, 50.000 Bücher und manches andere Archivgut. Im Rahmen seiner Möglichkeiten publiziert das Sudetendeutsche Institut Quellen und Dokumente zur Geschichte der Sudetendeutschen. Schwerpunkt ist mittlerweile die Beratung von Familien- und Heimatforschern.

Die Eröffnung des Sudetendeutschen Museums in der Hochstraße in München, das die Herkunft, Gegenwart und Zukunft der sudetendeutschen Volksgruppe dokumentieren soll, wurde immer wieder verschoben. Kürzlich konnte sie in einem sehr kleinen Rahmen erfolgen. Wird eine größere Einweihungsfeier nachgeholt?

■ Ja, wegen der bekannten Zeitumstände hat Ministerpräsident Söder als Schirmherr der Sudetendeutschen und des Museums die Eröffnung am 12. Oktober in einem leider sehr kleinen Rahmen vorgenommen. Wir freuen uns, dass nach fünf sehr intensiven Arbeitsjahren unser kleines Team, dem ich angehöre, der Öffentlichkeit das Ergebnis präsentieren kann. Aber es ist schon mehr als bedauerlich, dass die Eröffnung praktisch ohne diejenigen, um die es in dem Museum geht, nämlich die Sudetendeutschen, stattgefunden hat. Die Dauerausstellung hat ein größeres Forum verdient. Hoffentlich können wir 2021 dann eine standesgemäße Einweihung nachholen.



Beschreiben Sie uns das Konzept und die Bestandteile des Museums. Was erwartet die Besucher, wenn Sie durch die Eingangspforte schreiten?

■ Die Besucher werden einen modernen Museumsbau vorfinden. Die Dauerausstellung ist auf fünf Ebenen aufgeteilt. Die knappste Zusammenfassung sind die dreimal Eintausend: 1000 Jahre Geschichte in 1000 Exponaten auf 1000 Quadratmetern! Darüber hinaus trifft man auf eine geballte, audiovisuelle Technik. In über 30 Medienstationen können sich die Besucher in die verschiedenen Themen vertiefen. Der rote Faden der Ausstellung ist der Begriff „Heimat“ in verschiedenen Querschnitten: Landesgeschichte, Heimatkunde, Religion, Wirtschaft, Bildung, Sprache, Vereinswesen, Organisationsformen, sudetendeutsch-tschechische Partnerschaftsarbeit. Selbstverständlich ist der Vertreibung ein besonderer Raum gewidmet.

Die Museumsdidaktik und Museumspädagogik haben mittlerweile große Fortschritte gemacht. Nur Erklärungen mit Hilfe von Schautafeln werden die Besucher bald ermüden. Wie schaffen Sie es, die Besucher bis zum Schluss für Ihre Ausstellung zu begeistern?

■ Wir haben eine exemplarische Auswahl der Objekte vorgenommen, die durch interaktive Medien ergänzt werden. Dabei kommt auch der spielerische Charakter etwa in einem Sprachquiz nicht zu kurz. Durch die einzelnen Ebenen führt jeweils ein an das präsentierte Thema angepasster Leitfaden. So wird z. B. in einer Ebene der Nationalismus mit seinen Auswüchsen als ursächlich für die Trennung der beiden Sprachnationen – Deutsche und Tschechen – vermittelt. Die Vertreibung wird auf eine ungewöhnliche Weise mit zum Teil auch drastischen Beispielen präsentiert.



Wollen Sie uns Ihre Lieblingsstücke im Museum verraten?

■ Es gibt viele Objekte, die mich in besonderer Weise ansprechen. Etwa ein Totenbrett aus dem Böhmerwald, das noch kurz vor der Vertreibung entstanden ist. Oder der Primizkelch des letzten deutschen Weihbischofs von Prag. Auf Vermittlung tschechischer Mitbrüder durfte der Kelch in das Fluchtgepäck, obwohl die Mitnahme von Wertsachen verboten war. Aber besonders berührt mich ein Objekt aus meiner eigenen Familie. Es ist eine blecherne Streichholzdose mit einfachen Gravuren, die mein Großvater 1945/46 mit primitivsten Mitteln während seiner Haft in einem Internierungslager angefertigt hat. Mein Großvater ist nur mit dem, was er am Leib mitführen konnte, aus dem Lager geflohen. Die Dose mit der eingeritzten Häftlingsnummer 3310 war dabei.

Zur Erinnerungskultur gehören neben Museen auch historische Orte und Stätten. Was können derartige Gedenkstätten leisten, was ist das Besondere daran und wo liegen die Grenzen?

■ Gedenkstätten sollen in erster Linie zum Nachdenken anregen. Neben der Vermittlung sachlicher Information sollen Gedenkstätten wie auch Dokumentationszentren einen emotionalen Zugang zur dargebotenen Thematik ermöglichen. Ihre Grenzen liegen in der notwendigen Beschränkung auf thematische Einheiten wie politische Systeme, einzelne Ereignisse oder Personen. Im Mittelpunkt steht die Erklärung inhaltlicher Zusammenhänge unter einem zeitlich abgegrenzten Fokus. Im Unterschied dazu stehen in einem Museum die Exponate im Vordergrund. Das einzelne Exponat gewinnt durch seine eigene Geschichte eine tiefere Bedeutung. Die Geschichte des Exponats wird exemplarisch in den größeren Kontext, den Erzählstrang, eingebaut. Das tun Gedenkstätten zwar auch, aber sie sind thematisch eben enger gefasst.



Das Lager Furth i. Wald war Auffanglager für viele vertriebene Deutsche aus der Tschechoslowakei. Viele wohnten sogar mehrere Jahre im Lager. Deswegen erinnern heute mehrere Orte in Furth i. Wald an dieses historische Ereignis. Können Sie uns mehr dazu erzählen?

■ Furth im Wald war eines von sechs Grenzdurchgangslagern, wie die Auffanglager offiziell bezeichnet wurden. Mit etwa 700.000 durchgeschleusten Personen war Furth neben Wiesau in der Oberpfalz mit 590.000 durchgeschleusten Personen aber das größte Lager dieser Art in Bayern. Von Bedeutung waren auch die Lager Hof-Moschendorf und Piding bei Bad Reichenhall. Sie alle verdienen sichtbare Formen des Gedenkens und der öffentlichen Erinnerung. Manches kann dabei leider nicht mehr einbezogen werden. Von Wiesau etwa gibt es nahezu keine Archivalien, weil einige Verantwortliche in den 1970er-Jahren leider unverantwortlich gehandelt und das Material weggeworfen haben. Bis heute kennt man nicht die genaue Zahl aller Menschen in diesen Lagern. Hinter den nackten Zahlen stehen um die zwei Millionen Einzelschicksale.

Wird die Erinnerung an die Ausweisung der Deutschen aus Tschechien auch dort gepflegt und wachgehalten? Wie muss man sich das dort vorstellen? Hier muss man sicherlich mit viel Fingerspitzengefühl vorgehen.

■ Die Vertreibung der Sudetendeutschen rückt bei unseren Nachbarn erfreulicherweise zunehmend in das öffentliche Bewusstsein. Es gibt schon seit den 1990er-Jahren eine Vielzahl von Publikationen, Seminaren, Gedenkveranstaltungen und grenzüberschreitendes partnerschaftliches Engagement in dieser Frage. Wichtig dabei scheint mir, dass auch in Tschechien das Bewusstsein dafür wächst, dass die Sudetendeutschen integraler Bestandteil ihrer eigenen Geschichte sind und nicht etwas Fremdes nach der Lesart: „Die Deutschen wurden ins Land gerufen, waren ein paar Jahrhunderte da, und dann sind sie selbst verschuldet rausgeflogen.“ Diese Haltung hat zwar in der Bevölkerung noch eine Mehrheit, aber sie nimmt ab. In Aussig (Ústí nad Labem) wird bald ein Museum eröffnet, das die deutsche Vergangenheit der böhmischen Länder als integrativen Bestandteil der tschechischen Geschichte präsentiert und nicht als Beiwerk. Erinnerungs- und Gedenkarbeit fängt bei einem selbst an. Nach diesem ersten persönlichen Schritt sollten die weiteren Schritte bilateral erfolgen. Also kein pädagogischer Zeigefinger, sondern das gemeinsame Suchen des gemeinsam Verlorenen.



Ihr Name klingt so, als ob Ihre Eltern oder Großeltern aus Mitteleuropa kommen. Mussten sie auch ihre Heimat verlassen?

■ Mein Familienname ist tschechischer Herkunft. Vor 200 Jahren wurde die Familie deutsch, weil sie in die deutschsprachige Umgebung des Böhmerwaldes kam. Aber auch innerhalb meiner Familie ging es sprachlich national einige Male hin und her. Erst beginnend mit dem Nationalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts haben sich die böhmischen, mährischen und schlesischen Landeskinder zunehmend voneinander abgegrenzt und Parallelgesellschaften gebildet. Damit haben beide Seiten ihre Wurzeln gekappt und sich kulturell ärmer gemacht. Ja, auch meine Eltern und Großeltern wurden aus ihrer Heimat Böhmen und Mähren vertrieben, wie die Geschichte der oben erwähnten Streichholzdose meines Großvaters bezeugt.

Haben Ihre Eltern mit Ihnen von Anfang an über ihre Erlebnisse gesprochen und setzt man sich in Ihrer Familie mit dieser Thematik auseinander? Ich frage deshalb, weil in meiner Familie das Thema lange Zeit ein Tabu war. Mein Vater, heute 91 Jahre alt, wurde aus Eger vertrieben und erst in den letzten Jahren reden wir darüber. Er erzählt mir, dass er früher immer der „Flüchtling“ war. Das nagte sehr an ihm und er wollte über seine Wurzeln nicht sprechen, auch weil er sich geschämt hat.

■ Ich hatte das Glück, dass die Mutter meiner Mutter bei uns gelebt hat, viel erzählt hat und bei geistiger Frische 101 Jahre alt wurde. Auch bei den Großeltern aus dem Böhmerwald gab es eine rege Erzählkultur. Aufgewachsen bin ich im Rheinland mit dem Genuss einer nahezu ausschließlich böhmischen Küche. Ich kann dankbar sagen, dass zu Hause über die Heimat und die Vertreibungserlebnisse nicht geschwiegen wurde. Lediglich von den Erlebnissen des Großvaters im Lager erfuhren wir erst nach seinem Tod. Er hatte sie sich ein halbes Jahr zuvor von der Seele geschrieben. Auch die Eltern haben mit ihren Erlebnissen bei der Vertreibung – da waren sie 11 bzw. 15 Jahre alt – nicht hinterm Berg gehalten. Auf ihre Wurzeln war meine Familie immer stolz, und ich bin es auch.

///

Die Fragen stellte Barbara Fürbeth, Redaktionsleiterin des Referats „Publikationen“, Presse und Öffentlichkeitsarbeit, Hanns-Seidel-Stiftung, München.